

→ ben würden, aber nicht glauben können, als auch des geistlichen Amtes. Da hilft das Schlagwort von der „Neuevangelisierung“ oder die Phrase, man müsse „missionarisch Kirche sein“ nicht weiter, so Meures. Vielmehr müsse man in die Tiefe der existentiellen Not hinabsteigen und der Illusion entgegenzutreten, als seien es einzig „heroisch-heilige“ Menschen gewesen, die „die Fackel des Glaubens durch die Jahrhunderte“ getragen haben und tragen. Der Jesuit rät zu Wahrhaftigkeit, zu „größerer Nüchternheit und demütiger Ehrlichkeit“. Es gelte, „die ursprüngliche und genuine Auferstehungserfahrung in ihrer ganzen Fülle ernstzunehmen und zu verkünden. Ja, wir glauben an den Auferstandenen, sind aber selbst oft Tastende, Irrende und Zweifelnde.“ Das entspricht überhaupt nicht den heutigen Werbestrategien, ist aber Markenzeichen der österlichen Glaubenserfahrung.“

Manchmal glaube ich, manchmal glaube ich nicht. Das ist ehrlich, das ist echt. Das haben viele Schüler in einer früheren Umfrage unserer Wochenzeitschrift CHRIST IN DER GEGENWART so oder so ähnlich bekundet, ein aufrichtiges Schwanken zwischen der Sehnsucht nach Glauben und der Verzweiflung am Glauben. In dem Buch „Was sagt mir Gott? Was sag ich Gott?“ mit einer kleinen Auswahl der seinerzeit rund 4000 an die Redaktion eingesandten Stellungnahmen, Jugendgebete und Gedanken (bei Herder) heißt es: „Gott? / Zeig uns dein Gesicht! / Oder gibst dich nicht? / Was hältst du von verborgen? / Bist du längst gestorben? / Zeig uns deine Macht! / Angst, dass die Welt lacht? / Gibt's nur dich, den einen? / Und sonst wirklich keinen? / Bist du das Leben und der Tod? / Unser Schicksal?“ Oder: „Auch Götter sterben, wenn niemand mehr an sie glaubt“, schrieb Jean-Paul Sartre. Gott ist tot...?! / Wir haben einen Freund, der gibt uns Wärme, einen Feind, der gibt uns Kälte, oft können wir Seine Wärme gebrauchen. / Sein Leben ist wie ein Fluss in die falsche Richtung, in Richtung des Ursprungs. Er sickert zugrunde. Wir vergessen ihn. / Wer war das? Wir haben es vergessen.“

### Gott entgegenzweifeln

Vielleicht ist unsere Zeit eines bedrohlichen Virus, in der Leben, Leiden, Sterben und Auferweckung Jesu Christi nicht in öffentlichen Gottesdiensten bedacht und gefeiert werden können, sogar eine Chance, sich wieder auf den österlichen Glauben in seiner Tragik zu besinnen. Hinter verschlossenen Türen. So wie die Jüngerinnen und Jünger Jesu nach seinem Tod ausharrten und aushielten auf etwas hin, von dem sie nicht wussten, was es ist. Jenseits der vielen kirchlichen Worte, der manchmal phrasenhaften dogmatischen und moralischen Erklärungen sowie Anweisungen wäre eine solche Stille, ein solches Schweigen heilsam, um den inwendigen Christus zu suchen, um neu auf die Reise zu gehen nach dem Gott, der uns so fern und als Hoffnung so nah ist. Mehr Innerlichkeit wagen. Das könnte die frohe Botschaft zum Osterfest 2020 sein.

Wie einer der Jugendlichen an unsere Zeitschrift schrieb: „Gott ist für mich wie ein sanfter Schleier, wie ein unsichtbarer Schal, der leise die Erde umhüllt hat. Leicht und gutmütig schwebt er über jeder Seele. Jeder ist von ihm umgeben, und doch wird

# Mein Leib, meine Seele, mein Vater

Am Sterbebett und am Grab:  
Priesterliches Empfinden eines  
Sohnes in Trauer und Wehmut –  
und voller Sehnsucht nach Nähe  
und Heilung.

Von Andreas R. Batlogg

**A**ls wir Mitte März in einer Palliativstation am Bett unseres Vaters standen – meine Mutter, meine Schwester, mein Bruder, meine Schwägerin und ich –, konnte die Frau ihren eben verstorbenen Mann, mit dem sie im August 2020 ihren sechzigsten Hochzeitstag gefeiert hätte, noch berühren und streicheln: „Günther, du bist nicht allein, es sind alle da.“ So wurde Nähe geschaffen, in den ersten Momenten nach dem Tod, der auf der Sterbeurkunde lapidar mit „15.03.2020, 12:23 Uhr, Hohenems“ festgehalten ist.

Die Worte meiner Mama sind mir, dem Priester, der seinem Papa eben noch die Krankensalbung gespendet hatte, durch Mark und Bein gegangen. Ich habe in den letzten drei Jahrzehnten sehr viele Sterbende und Tote berührt: ihre Stirn und ihre Hände. Beim eigenen Vater ist das etwas anderes. Wir waren zeitlebens in großer, oft aggressiver Distanz. Eine unsichtbare Wand stand zwischen uns. Undurchdringlich, unüberwindbar.

### Wenn Worte nicht reichen

Alles, was ich entschied, missbilligte mein Vater zuerst: den Entschluss, statt Germanistik Theologie zu studieren, den Eintritt ins Priesterseminar, das Freisemester in Israel, den Ordenseintritt, die Priesterweihe... Geradezu kafkaesk! Welten lagen zwischen uns: Es war nicht die räumliche Distanz Bregenz – Innsbruck, oder: Wien, Frankfurt, München, Boston, wohin mich die Ausbildung auch führte. Wenn ich hörte, ich ähnele meinem Vater, optisch, brachte mich das in Sekundenschnelle auf die Palme. Erst mit Hilfe eines Freundes aus Studienzeiten besserte sich das in den letzten vielleicht zehn Jahren. Aus aggressiver Distanz wurde – verhaltene – Nähe auf Distanz. Die Wand war gläsern geworden. Immerhin. Am Anfang war es eher Mitleid, weil ich meinen alternden Vater als schwach erlebte, am Ende als hinfällig. Respekt kam auf, zaghaft – vor dem Leben dieses Menschen, der so war, so handelte, so reagierte, wie er es tat. Auch wenn ich darunter oft gelitten habe.

Seine Art, Nähe zu zeigen, habe ich jahrelang nicht verstanden, wohl auch nicht verstehen wollen – und konnte sie deswegen auch nicht schätzen. „Du weißt doch, dass er mit zwei Jahren seine Mutter und

mit neun seinen Vater verloren hat“, sagte meine Mutter immer wieder, wie zur Verteidigung. Wenn sie merkte, was ich vermisste und ungeschickt, jedenfalls wortlos, einklagte. Umarmungen gab es nicht.

Jetzt Stirn und Hände salben – das tat ich als Priester. Aber es war eben nicht nur „berufliche Routine“. Die kleine Handlung im Kreis der engsten Familie wurde zum endgültigen Abschied. Diese Berührung des Priesters war dem Sohn zu Lebzeiten des Vaters nie gelungen. Wenigstens jetzt, in der Stunde des Todes, denke ich mir im Nachhinein. Das tröstet – über viele misslungene Begegnungen hinweg. Das Salben meines Vaters hat mir geholfen, all die „Vergegnungen“ der Jahrzehnte loszulassen. Oder damit zu beginnen. Diesmal war es ja etwas Endgültiges, anders als vor zwei Jahren, als ich vor einer lebensgefährlichen Operation selbst um die Krankensalbung im Kreis der Mitbrüder meines Ordens bat.

Unsere Mutter konnte ihren Mann liebevoll berühren, weil es an jenem Sonntag noch nicht die strikten Distanzregeln gab. Fünf Tage später, als wir den Verstorbenen im allerkleinsten Kreis ins Familiengrab legten, war es schon anders. Nur fünf Personen waren am Grab zugelassen. Mein Bruder musste entscheiden: Reist er mit Frau und einem Sohn an oder ohne Frau mit zwei Söhnen?

Wieder stand ich vor meinem Vater – jetzt vor einer Urne: „Bedenke, Mensch, dass du Staub bist und zum Staub zurückkehren wirst.“ Wir waren wieder unter uns, wie fünf Tage zuvor am Totenbett. Ich war froh, dass mich diesmal ein Mitbruder aus München bei der minimalistischen liturgischen Verabschiedung unterstützte. Die Gebete konnte ich selber sprechen, die Einsegnung selber vornehmen, aber das Evangelium wollte ich verkündigt und ausgelegt bekommen. Die Sonne schien, Blumen hatten wir trotz geschlossener Blumenläden doch aufreiben können – und es schien, als gehörte der Stadtfriedhof von Bregenz uns ganz allein.

Mein Vater kam ins Grab seiner Eltern, die ihn 1936 und 1943 als Kind zurückgelassen hatten. Ins Grab seiner Tochter, meiner jüngeren Schwester, die 1980 verstorben ist. Bald wird sein Name in den Grabstein gemeißelt sein. Und wenn dann einmal der meiner Mutter dazukommt, dann sind wir Kinder – alt!

Als ich von 1991 an in Wien erste seelsorgliche Erfahrungen in einer Pfarrei sammelte, war mir das Umarmen und „Buseln“ bei der Begrüßung fremd. Ich musste mich daran gewöhnen. Ich kam „auf den Geschmack“ – und genoss es zunehmend. Bei meiner Priesterweihe, im April 1993, waren meine Eltern völlig irritiert, als sie

sahen, dass mich Frauen wie Männer herzlich umarmten und küssten. Meine leicht skandalisierte Mutter fragte (trotz ihrer aus Wien stammenden Eltern): „Sind das alles deine Freundinnen?“ Für Alemannen ist diese Form der Begrüßung oder der Verabschiedung zunächst eine echte Überwindung, eine Anstrengung.

Und Jesuiten? Uns fällt Distanz im Allgemeinen nicht schwer. So mancher ist zurückhaltend, sinnlich emotionale Nähe zu zeigen, diese zuzulassen oder zu schenken. Umarmung, Berührung... – eher ungewohnt. Man belässt es lebenslang bei schönen oder erbaulichen Worten. Auch die können berühren, ja. Aber es gibt Momente, in denen das nicht reicht. Nie, niemals werde ich vergessen, wie Karl mich umarmte, in der Aufwachstation, nach der mehrstündigen Operation, von der nicht klar war, ob und wie ich sie überleben würde. Ich konnte mich kaum rühren damals, hing an Schläuchen, war mit Medikamenten vollgepumpt. Mehr als irgendwelche Worte, die ich in den nächsten Wochen zu hören bekam, und waren sie noch so fromm, berührte mich eine Berührung. Karl war der Erste, bei dem ich das erfuhr – und lernte.

### Vielleicht ist es wahr

Nähe zeigen, wenn und wo Distanz geboten ist, Abstand halten, weil so Leben gerettet oder gefährdet wird: Unsere Verhaltensweisen stehen auf dem Prüfstand. Wird die Corona-Krise zur Lehrmeisterin? Zentral ist für Christen der Gedanke und das Bekenntnis zur leiblichen Auferstehung. Es macht deutlich: Wir sind gerade nicht nur „herumflatternde Seelen“, sondern eine Leib-Seele-Einheit. Und jetzt, in Zeiten einer Pandemie, da ein Virus die halbe Welt lahmlegt und Tag für Tag hunderte Menschen dahinrafft, müssen die Leib-Teile voneinander isoliert werden! Aus Gründen des Überlebens.

„Andrà tutto bene“ – alles wird gut: Diese Parole macht in Italien die Runde, wo an einem einzigen Tag Ende März fast tausend Menschen am Virus starben. Militär hilft beim Abtransport der Leichen, weil Bestattungsunternehmen überfordert sind. Am Ende des Lebens, ganz am Ende – so unsere Hoffnung, so meine Hoffnung und meine Sehnsucht – steht ein barmherziger Gott: mit offenen Armen, die willkommen heißen, die halten, die drücken. Und die all das wiedergutmachen, was wir in einem langen oder einem kurzen Leben vielleicht schmerzlich vermisst haben. Wird es so sein? Ich weiß es nicht. Aber ich hoffe es. Der Gedanke, dass dieses Bild sagt: Es könnte so sein – er tröstet. Gott ist Nähe. Das ist die Verheißung. Nähe, die guttut. Und die heilt.

niemand erdrückt.“ Ähnlich der erwähnten Frau sind wir häufig eher Säulensteher. Verdeckt, ja versteckt hinter einer Säule lauschen wir und harren wir aus, ob vielleicht doch etwas, wenn auch gebrochen, an unser inneres Ohr dringt und unsere Seele nach Klängen bringt. Weiter reisend, weiter suchend unterwegs im Glaubenszweifel. Wie der Religionspädagoge Albert Biesinger gern sagt: „Gott entgegenzweifeln.“

Warum sollte dann nicht mit einem Osterlachen doch auch ein freches Osterbekenntnis Platz haben, wie das eines Schülers: „Gott ist cool und Gott ist nett, / drum geh ich / mit 'nem Gebet ins Bett. / Wenn ich Gott brauch, dann ist er da, / schneller als der Pfarrer war. / Gott ist mal da und auch mal dort, / aber er ist niemals fort. / Ich kann sterben und er nicht, / drum überlebt er mein Gedicht.“

## Die Kommunisten sagen Ja

**D**ie Kommunistische Partei Kubas hat den Bischöfen Sendezeiten für die Feiertags-Gottesdienste im regionalen Radio und Fernsehen eingeräumt. Die Eucharistiefeier aus dem Marienwallfahrtsort El Cobre werden landesweit übertragen. sr.